

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Ettlinger Zeitung. 1949-1973 1952

196 (23.8.1952) Der Sonntag

Der Sonntag

Wie der Mensch gerettet werden kann

Geht es eigentlich auch ohne „Retusche“? / Von P. Brudis

Das ist mir schon manchmal aufgefallen: Man schickt mir einen Werbekatalog ins Haus, von Zigarren, Blumensamen, Oberhemden und Fahrrädern. Am Kopf der ganzen Anpreisung ist die Fabrik, die sich empfiehlt, abgebildet, riesige Gebäudekomplexe, Hallen, Quergebäude und Anlagen. Der Zufall will es, man kommt mal auf einer Reise an solch einem Gebäude vorbei. Erstaunt stellt man fest: Vom Katalog her habe ich es eigentlich viel größer in Erinnerung...

Neulich bin ich mit einem Mann zusammengetroffen, der für solch kleinen Schwund verantwortlich ist, der solche Fabrikanlagen größer „macht“.

„Sehen Sie, die Fabrikanten wissen natürlich ganz genau, daß so ein Katalog-Kopf mit der Wiedergabe eines großen Fabrikgebäudes sehr repräsentativ und vertrauenerweckend wirkt. Und da bekomme ich dann meinen Auftrag. Mit meiner Leica ziehe ich los und knipse erst mal die Fabrik von allen Seiten, wenns geht auch von oben und unten. In meinem Atelier baue ich mir dann mit einem Baukasten die Gebäude noch mal auf, klicke die Frontansichten auf die Bausteine, mache auf jeder Seite ein paar Fenster dazu, manchmal auch ein paar Seitenflügel und Werkshallen. Dann stelle ich mir eine Perspektive her, wie ich sie brauche — und wie es sie in natura meistens gar nicht gibt — dann knipse ich die ganze Sache noch mal dahinter auf meinem Tisch — was meinen Sie, was das für eine schöne Fabrik gibt!“

Manchmal habe ich schon Fabriken hergestellt in „echter“ Photographie mit Erweiterungsbauten, die erst in fünf Jahren dazu gebaut werden sollten. Oder wenn es um Darstellungen von Kohlköpfen für Samenkataloge, von Zuchtvieh für landwirtschaftliche Zeitungen geht — wo würden wir bleiben, wenn wir Photographen da nicht ein bißchen nachhelfen würden!“

Es ist ganz interessant, wenn man manchmal so ein wenig hinter die Kulissen schauen kann. Ganz ohne Retusche gehts eben nicht ab. Ganz ohne Retusche gehts ja nirgends. Die Zeit, da jeder, der in den letzten zwanzig Jahren irgendwie und irgendwie eine Rolle spielte, seine Memoiren schreiben mußte, ist ja unbeschreiblich im Abklingen. Viel, viel Retusche war dabei. Und ich habe das Gefühl, daß diejenigen am besten abgeschnitten sind bei denen die „Überarbeitung“ am geschicktesten und zugleich am großzügigsten war.

Wir wollen nicht gleich sagen: Die Lüge. Manches hat das schon behauptet. Etwas Schönebauer. „Es gibt auf der Welt nur ein lässliches Wesen, es ist der Mensch. Jedes andere Wesen ist wahr und aufrichtig.“

Aber wir wollen uns ja nicht selbst beschimpfen. Retuschieren wir selbst, etwas nicht? Besonders wenn es um die werte, eigene Person geht? Das retuschierte Konterfei zeigen wir dann den anderen — auch uns selbst halten wir es vor. Mit einem unretuschierten Bild ist nämlich nicht viel Staat zu machen.

In den Gedankengängen des dialektischen Materialismus, in dem unsere Brüder und Schwestern in der Sowjetzone geschult werden, heißt es ja wohl auch, daß man nicht das als gegeben und wirklich ansehen sollte, was da ist, sondern wirklich und beherrschend sollte sein, was geplant wird und einmal sein wird.

In einem Falle allerdings kann man mit Retusche gar nichts anfangen: Wenn der Arzt den noch feuchten Röntgenfilm gegen das Licht hält, dann kann er keinen Retuschierpinsel daran gebrauchen. Denn er will ja heilen und helfen. Dazu muß er erst sehen, was wirklich ist. Er muß ja den Krankheitsherd ungeschminkt sehen, den Knochenbruch, die Entzündung oder gar den Krebs.

Wenn uns, wenn dem Menschen im letzten Sinne geholfen werden soll, müssen wir es uns gefallen lassen, daß wir ohne Retusche dargestellt werden. Wir selber können das nicht tun. Weil wir uns das selber nicht gefallen lassen, sind wir zu schnell zum Retuschieren bereit.

Deshalb ist, im Grunde genommen, das Wort „Erkenne dich selbst“ ein Unsinn. Das geht gar nicht. Ich muß mich erkennen lassen. Ich muß mir einen Spiegel vorhalten lassen und sagen lassen, wer ich bin und was ich bin. Der Spiegel weiß nichts von Retusche. Insofern ist er ein gefährliches Instrument.

aber auch eines, das zur menschlichen Würde gehört. Ein Tier weiß mit ihm nichts anzufangen. Der größte und klarste Spiegel, den die Menschheit je gehabt hat, ist das heilige Wort Gottes.

Es ist gar nicht immer so sehr angenehm, sich selbst mal genau im Spiegel zu betrachten, unser retuschiertes Bild gefällt uns besser. So manche Frau wagt gar nicht mehr, sich eingehend im Spiegel zu betrachten, ehe sie sich nicht wenigstens etwas geschminkt hat. Es ist also kein Wunder, wenn die meisten Menschen um diesen unbestechlichen Spiegel des göttlichen Wortes einen großen Bogen machen. Denn es verlangt schon eine gewisse Charakterstärke, im Spiegel alle Schäden an sich selbst zu sehen ohne sie zu vertuschen.

Das ist allerdings nur die Einleitung eines ganzen Vorgangs. Denn es handelt sich ja dabei um die Heilung und Rettung des Menschen. Daß es nur ein Hauptproblem gibt in unserer Zeit — nämlich, wie der Mensch gerettet werden kann — darüber herrscht ja überall nämlich einhellige Ansicht.

Dasselbe Buch aber, das uns so ganz ohne Retusche wideraploget, weist uns auch den Weg zur Rettung, es zeigt den einzigen Retter.

Das ist allerdings nur die Einleitung eines ganzen Vorgangs. Denn es handelt sich ja dabei um die Heilung und Rettung des Menschen. Daß es nur ein Hauptproblem gibt in unserer Zeit — nämlich, wie der Mensch gerettet werden kann — darüber herrscht ja überall nämlich einhellige Ansicht.

Dasselbe Buch aber, das uns so ganz ohne Retusche wideraploget, weist uns auch den Weg zur Rettung, es zeigt den einzigen Retter.

Dasselbe Buch aber, das uns so ganz ohne Retusche wideraploget, weist uns auch den Weg zur Rettung, es zeigt den einzigen Retter.

Heimat der Seele

Von Christine Schodrok

Weißt du, was die Stille ist und die Geborgenheit? Sie ist in den weiten Wäldern der Heimat, die grün sind, versponnen und rein wie ein Gebet. Sie träumte am Wacholder und über den Kartoffelfeldern, sie debattierte sich wie ein weißer Schatten über Wiesen, Schrotholzkirchen und Fliederbüsche, sie wiegte Uto, den entenfälligen Wassermann, in den Schlaf, auf daß die Flüsse und Bäche endlos wurden, sie kniete vor bunten Engeln und Heiligen in goldgeschmückten Kapellen und war selbst in der lärmenden Stadt um uns. Sie hing sich an den Rauch der hundert Fördertürme und rutschte im weißen Zement auf dem Fließband.

Das alles hieß zu Hause. Hier aber irre ich schon lange Jahre durch die Straßen und weiß nicht wohin. Es ist Sommer und all mein Denken kreist um die Hügel der Brinnnizza. Es war eine anspruchslose, herbe Erde, wo nur Birken und Wacholder gut gediehen. Die Menschen hatten eine schlichte und eigenwillig treue Seele.

Nur wenn der Sommer seinen bunten Teppich vom Wasser zum Dorf hin aufgerollt hatte, in den geometrische Muster aus den Blattrosetten der Disteln, des gemütlich duftenden Thymians und Mauerpfeffers gewebt waren, in dem die glühenden Steinernen wie verlorene Rubine leuchteten, und den die Köpferkerzen gleich heiligen Leuchtern umstanden, breitete sich über den sommerlich

*Ja, Schicksal, ich verstehe dich:
Mein Glück ist nicht von dieser Welt,
Es blüht im Traum der Dichtung nur.
Da wandert mir der Schmerz im Wind
Und gibt für jedes Leid ein Lied.*

LUDWIG UHLAND

verzauberten Teppich die Sehnsucht, die aus der Brinnnizza aufgestiegen war und sich im goldenen Gewirr der Ginsterbüsche trümelnd verlor. Die klare, wolkenlose Luft zitterte in unelastischer Furcht vor der grenzenlosen Weite dieses Landes.

Als Kind war es mir oft, als müsse ich aufspringen, fortlaufen, weit, in ein ungewisses Ziel, von dem bei Tag und bei Nacht meine Seele in goldenen Metaphern flüberte. Dann sang ich ein Lied, nicht in wohlgeordneten Strophen, meistens waren es nur innig langgezogene Töne, ungeordnete Triller und schwermütige Kadenz. Gleich einem Wasserfall, in dem sich unzählbare Tropfen zu zaubervollem Spiel vermengen, so verloren sich in mein namenloses Sehnsuchtslied alle Lieder des heimatlichen Baches in seinem verborgenen Glanz, eingebettet in die verhaltene leuchtende Schönheit einer viel-sprachigen Landschaft.

Die alten, furchtsamen Geschichten von Uto, dem bösen Wassergespinnst, lösten sich in dem bezwingenden Zauber einer sorglosen Heiterkeit und eines jubelnden Frohsinns, wie er Kindern gegeben ist. Der Dämon schlief auf dem rausenden, grün-schlammigen Grunde des Wassers, und über ihm perlte in die hängenden Weiden das goldene Lied vom Glück des Herzens, weit über die sandigen Hügel, über die buschigen Kronen der Kiefern-wälder bis zur stillen Oeder, die wie eine mütterliche Runzel das Gesicht dieser Erde durchzieht.

In den bunten Fenstern der Schrotholzkirchen glühte der Sonnenball und gab dem viergestaltigen Bild das Siegel einer unendlichen Liebe, in der sich alle Rätsel des Landes klärten.



DEUTSCHLANDS HÖCHSTER BERG — DAS ZIEL VIELER URLAUBSREISEN
Auch in diesem Jahre erfreut sich die Zugspitze eines lebhaften Besucherstromes. Zuverlässig befördert die Bayerische Zugspitzbahn die Fahrgäste zum Schneefernerhaus auf dem Zugspitzplatt und von dort mit der Seilbahn noch 300 Meter höher zur Gipfelstation.

Unruhig ist unser Herz ...

Augustinus, der große Glückssucher

Alljährlich am 28. August begeht die Kirche das Andenken eines ihrer größten Söhne: des Heiligen Augustinus. An diesem Tage ging er vor nunmehr 1522 Jahren ein in jenes Reich, dem die Sehnsucht seiner irdischen Pilgerfahrt gegolten hat. Von ihm stammt das schöne Wort: „Inquietum est cor nostrum, donec quiescat in te: Unruhig ist unser Herz, bis es ruht in Dir, o Gott.“

Aurelius Augustinus war einer von jenen Glückssuchern, die diesen seltenen Schatz auf den verschiedensten Wegen und Pfaden ihres Lebens zu besorgen suchten. Nach vielen Abenteuern erst fand er sein Glück im Glauben an seinen Erlöser.

Berühmt geworden ist die dreitägige Unterhaltung, die Augustinus am 13., 14. und 15. November des Jahres 386 n. Chr. auf dem Landgut Cassiciacum bei Mailand über das Thema: „Wie lebe ich glücklich?“ führte. Ludwig Marcuse beschreibt dieses denkwürdige Ereignis im Leben des späteren großen Kirchenlehrers mit warmen Worten in seinem Buch: „Philosophie des Glücks — Von Hiob bis Freud“ (Westkulturverlag Anton Hain, Meisenheim am Glan), wie folgt:

„Der Besitzer des Guts, der Verecundus hieß, war nicht dabei. Sein Gast, ein Mailänder Lehrer namens Aurelius Augustinus, war die Seele der dreitägigen Diskussion. Er hatte gerade Geburtstag und feierte ihn mit Verwandten und Freunden auf seine Weise.“

Von den Leuten, die dabei waren, ist uns bekannt nur dieser Mailänder Lehrer der Beredsamkeit, Augustinus, sein, Mutter Monica und sein Sohn Adeodatus. Von den übrigen Teilnehmern weiß man nur, daß auch ein Bruder und zwei Vettern des Augustinus anwesend waren.

Er fing an mit der Frage: „Wollen wir glücklich sein?“ Ohne die kleinste Pause des Zögerns antwortete man mit einem einstimmigen „Ja!“ Mit dieser Frage und dieser Antwort hatte schon ein paar Jahrhunderte zuvor der Römer Seneca begonnen.

Augustinus war ein zweiunddreißig Jahre alt, ein erfolgreicher Lehrer der Rhetorik. Und noch bis vor ein paar Wochen war er das gewesen, was man heute, fast sechshundert Jahre später — einen wurzellosen Literaten nennen würde. Er hatte der Mutter Monica viel Kummer gemacht. Sie war eine Christin, die auch ihren Mann, kurz vor seinem Tode noch, dazu gebracht hatte, sich taufen zu lassen. An ihren sehr gebildeten Sohn aber konnte sie jahrelang nicht heran. Man hätte er sich vor wenigen Wochen, dazu durchgerungen, seinem Leben und seinem Denken, was bei ihm eins war, eine neue Richtung zu geben — eine entgegen gesetzte Richtung. In diesem Augenblick also, in diesem November da er ein zweiunddreißig Jahre altes Leben abschloß, um ein sehr neues Leben zu beginnen, stellte er die Frage nach dem Glück gewissermaßen um sich klar zu machen, daß er bisher nicht glücklich gewesen war — und weshalb nicht. Die gelehrten steifen Sätze, die er auf dem Gut Cassiciacum bei Mailand im Herbst 386 formte, waren der Abglanz einer harten, denkwürdigen persönlichen Entscheidung. Ein Mensch hielt Gericht über sein Leben — über ein Leben, wie es die meisten Menschen führen. Und sagte zu diesem Leben: Nein! Und dieses Nein geht uns vielmehr an — als der ganze Haufen von Dokumenten, die er für sein Nein vorbrachte.

Und nun — in diesen November-Tagen — nahm er Abschied von den karthagischen und römischen und mailändischen Gefährten glücklicher Jahre. Er nahm Abschied von hundert Sehnsüchten, Plänen und seligen Erfolgen. Und zur Feier des Abschieds bewies er — in einem Badehaus und auf der Wiese eines kleinen italienischen Guts: daß er nie glücklich gewesen war; und daß das wahre Glück in einem ganz anderen Leben liegt... Am Ostersonntag nach jenem Gespräch „Über das Glück“ in Cassiciacum, 33 Kilometer von Mailand entfernt, hatte Augustinus die Taufe genommen. Dann war er drei Jahrzehnte lang Bischof der nordafrikanischen Stadt Hippo. In dieser Stadt konnte er im Jahre 430, dem letzten seines Lebens, seinem sechundsiebzigsten, noch einmal und fürchterlich gut erkennen: wie flüchtig irdisches Glück ist und wie überwältigend das Unglück. Im Jahre 430 wurde die Stadt von den Vandalen belagert. Und dies war nun das Letzte, was der nach unveränderlichem Glück dürstende Augustinus auf dieser Erde erblickte: vor dem Feinde fliehende, verängstigte, kranke, frierende, hungrige, dürstende menschliche Kreaturen. Das All des Unglücks war in seiner Stadt, als er in die Hoffnung auf den glücklichen „Gottes-Staat“ einging. Der Abschied kann ihm nicht schwer gefallen sein. Er lebt, als eine der großen Autoritäten der christlichen Kirche: als Denker, der ihre Dogmen über die göttliche und menschliche Natur für Jahrhunderte geschmiedet hat. Und er lebt als einer der leidenschaftlichsten Sehnsüchtigen nach dem Glück... Vielen hat er den Weg dahin gewiesen. Vielleicht hat Augustinus, der Mann der Jahrhunderte, auch uns noch etwas zu sagen...

Das Gewitter

*Noch immer lag ein tiefes Schmelzen
Rings auf den Hühen doch plötzlich fuhr
Der Wind nun auf zum wilden Reigen,
Die rausende Gewitterstür.*

*Am Himmel eilt mit dumpfen Klänge
Herab der best'ne Wolkenzug
So münnt der Zorn im heißen Drang
Den nächtlichen Gedankenflug.*

*Der Himmel donnert seinen Hader;
Auf seiner dunklen Stirne glüht
Der Blitz herab, die Zornesader,
Die Schrecken auf die Erde sprüht.*

*Der Regen stürzt in lauten Güssen;
Mir Säumen, die der Sturm zerbrach,
Erbraust der Strom zu meinen Füßen; —
Doch schneigt der Donner allemach.*

*Der Sturm läßt seine Flügel sinken,
Der Regen säuselt milde Ruh'
Da seh ich froh ein Büttlein stöcken
Und sitze seiner Herde zu.*

NICOLAUS LENAU

Jenseits der Oder-Neiße-Linie

Die neuen „Möglichkeiten“ zur Erstarkung Polens

Mit ungeheurem Wort- und Papieraufwand hat die kommunistische Partei Polens am 22. Juli die achte Wiederkehr des Gründungstages des „Polnischen Nationalen Befreiungskomitees“ gefeiert. Alle publizistischen Organe, ohne Ausnahme, überfüllten sich in Lobpreisungen des „gewaltigen sozialistischen Aufbaus“, der seitdem geleistet wurde, nicht ohne zuvor die Verhältnisse der „kapitalistischen Ära in Polen und der Zeit der Naziokkupation“ in den schwärzesten Farben zu malen. Jedem über die tatsächliche Lage in Polen nicht unterrichteten Leser — die polnischen Botschaften in aller Welt sorgen eifrig für die Verbreitung ihrer Erfolgsgeldungen — muß angesichts der himmelhohen Prozentzahlen über die Leistungen der polnischen Wirtschaft usw. schwindeln. Man hat sich zwar daran gewöhnt, sie mit Mißtrauen zu betrachten, aber ihre ständige Wiederholung, ihr Einströmen in unvorbereitete Ohren und die nicht endenwollende Schließung von „glücklichen Menschen“ im „glücklichen“ deutschen (heute polnischen) Osten birgt die Gefahr in sich, daß man sie eines Tages dennoch für bare Münze hält. „Es wird schon was Wahres dran sein“ — sagt sich der Zeitgenosse, der die wirtschaftlichen und politischen Schwierigkeiten Westdeutschlands am eigenen Leibe spürt. Drum sollen hier polnischen Propagandaparenen nüchterne Tatsachen gegenüber gestellt werden, die von Augenzeugen aus den Gebieten hinter Oder und Neiße berichtet wurden. Daran mag sich jeder allein sein Urteil bilden.

Das „Polnische Informationsbulletin“, dessen Nachrichten auch in die Bundesrepublik gelangten, schrieb kürzlich: „Die erfolgreiche Verwirklichung des Dreijahresplanes (1947 bis 1949) führte zur Beseitigung aller Kriegsschäden“ — In Wirklichkeit liegen heute große Teile von Frankfurt, Stettin, von polnisch besetzten Górlitz, Küstrin, Landsberg und unzähligen kleinen Städten und Dörfern in Pommern, Westpreußen, Ostpreußen und Schlesien noch immer in Trümmern.

Weiter steht dort: „Die polnische Jugend kennt heute keine Arbeitslosigkeit mehr, die von dem Krieg wie ein Alpdrück auf der jungen Generation des polnischen Volkes lastete“ — Dafür kennt sie „Jugendbrigaden“ und den Einsatz von 15- und 16jährigen im sogenannten „Korps der Arbeit“, eine Jugendstrafsetzung und „Jugenderziehungslager“.

„Auch der Begriff einer Uebervölkerung des polnischen Dorfes ist verschwunden“ — Gerade mit dem gegenteiligen Argument, der „Uebervölkerung zentralpolitischer Dörfer“ wurde in diesem Frühjahr die Umsiedlungsaktion in die deutschen Ostprovinzen begründet.

„Die Bürger der polnischen Volksrepublik haben das Recht, die Errungenschaften der Kultur zu nutzen und an der Entwicklung der Volkskultur schöpferisch teilzunehmen“ — Nach dem Bericht einer Untersuchungskommission der Vereinten Nationen lernen 590 000 polnische Staatsbürger polnische Kultur in 23 Straflagern kennen.

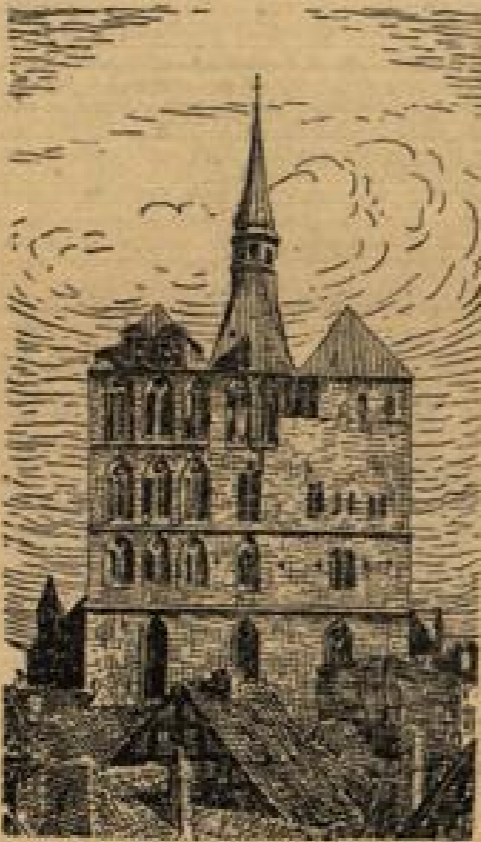
„Der Verbrauch an Zucker, Fleisch, Textilien und Lederschuhen ist heute viel größer als in der Vorkriegszeit“ — Die Zunahme des Verbrauchs wird durch die schrittweise Wiedereinführung der Rationierung von Lebensmitteln und anderen Verbrauchsgütern eingehend dokumentiert.

Der Untergang von Kolberg

Unerseglische Werte gingen hier verloren

Breit und wichtig, wie ein behäbiger Pommer, stand die massige Wand des Mariendomes über dem blauen Spiegel der Ostsee, dem Schiffer schon von weiten eine gut erkennbare Landmarke. Heute ragt nur das Ende des einigermaßen erhaltenen Chores über dem Schutthaufen der zu fünfundsiebzig Prozent zerstörten Stadt. Im Jahre 1292 wurde in seinem, von schlanken Backsteinpfeilern getragenen Hallen der erste Gottesdienst zelebriert.

Mit dem alten, schönen Gotteshaus gingen unerseglische Kunstschätze verloren. So stand



DER MARIENDOM IN KOLBERG
(Zeichnung: Walter Kracht)

„Die Verfassung der Polnischen Volksrepublik weist den Weg zum Sozialismus und spiegelt dessen große Errungenschaften“ — Z. B. die Abstempelung aller Staatsbürger in Menschen L. II. und III. Klasse durch Ausgabe entsprechender Ausweise. Einen dieser drei Ausweise besitzt heute jeder in Polen Lebende. Deutsche Einwohner wurden in der Regel in Klasse III eingestuft, wodurch ihnen fast jede Bewegungsfreiheit genommen ist.

„Die Werktätigen in Polen wollen gut essen, sich gut kleiden und gut wohnen“ — Stimmt!

„Dadurch, daß alle beschäftigt sind, wächst der Wohlstand“ — Was sich folgendermaßen ausdrückt: Jedes Hochzeitspaar erhält eine Sonderration von fünf Kilogramm Fleisch als Zugabe zum Hochzeitsmahl. Zur Erlangung der Sonderration ist jedoch Vorlage des bereits abgestempelten Trauscheins, schriftlicher Antrag bei der Fleischversorgungsstelle und Bewilligung durch das Ernährungsamt nötig. Auslieferung der Sonderration: 14 Tage nach der Hochzeit.

„In der Hochseefischerei werden sich die Fänge auf insgesamt 160 000 Tonnen erhöhen“ — Offenbar haben die fortschrittlichen Heringe der Ostsee beschlossen, sich künftig in größeren Mengen von den Polen fangen zu lassen.

„Die Volksregierung schuf neue Möglichkeiten zur wirtschaftlichen Erstarkung Polens“ — Dazu gehören wahrscheinlich die Konzentrationslager in Königsbrunn, Ratibor, Kato-witz, Mylowitz, Guttenberg an der Tarnowitzer Höhe, Ruda bei Beuthen, Guben, Löwenberg, Goldberg bei Liegnitz und im Waldenburger Bergland. Unter den Insassen befinden sich viele Deutsche.



SCHÖNES OSTPREUSSEN

Eine weite Landschaft, träumende Kleinstädte und Dörfer, Ufer, Seen und die Nähe des Meeres, das ist Ostpreußen, heißgeliebt und unvergessen von allen, denen es Heimat war.



SCHLOSSBRUNNEN IN KAMENZ

Auf dem Hartheberg, unweit der kleinen schlesischen Gemeinde Kamenz bei Frankenstein lag das druckvolle neugotische Schloß, ein Ausflugsziel für viele die Schlesien liebten.

Alle Häuser waren geputzt und geschweert

Kirmesfreuden im alten Schlesienland

wurde geputzt und geschweert und alles auf Hochglanz gebracht.

Am Nachmittag des Kuchamontags trarhen in den Dorfstraßen besonders die Jugend in festlicher Kleidung, und bei Anbruch der Dunkelheit begann die Kirmes mit einem geräuschvollen Aufzuge. Die jungen ledigen Männer, die Knechte und Dienstjungen, alle in Gruppen getrennt, gingen mit einem Musikorchester mit Blasinstrumenten von Haus zu Haus, eröffneten mit großem Gejuchze einen kleinen Tanz in dem Hause des Bauernwirts, wo dann die Bäuerin, Bauernböchter und Mägde zum Tanz aufgefordert wurden. Für diese Ehre, die die lustige Gesellschaft dem Hause antat, wurden ihnen große Mengen zum Verpeisen und Mitnehmen vorgesetzt. Nach dem Rundgang wurde dann im Wirtschaftshaus der örtentliche Saal eröffnet.

In Kaltenbrunn und Rogau am Zobtenberge war der Aufbau anderer Art, aber nicht weniger kirmesig. Schon lange vorher hatten die Dienstjungen und Kuhhirten lange Peitschen vorbereitet, die recht laut knallten. Mit ihnen bewaffnet, zogen die „Plötzpurscha“, die Musik begleitend, von Bauernhof zu Bauernhof und sammelten überall Kuchen. An anderen Orten wieder kogen alle Frauen mit Flachsbrochen im Dorfe umher und klapperten ebenso Kuchen zusammen, wie ihn jene zusammenknallten.

Der auf den Kuchamontag folgende Dienstag galt als der Haupttag der Kirmes und wurde in vielen Orten durch Gottesdienst mit Messe und Predigt feierlich besungen. Bei der Predigt wurde das Evangelium von Zacharias verlesen, dem bußfertigen Zöllner, der dem Heiland in seinem Hause bewirtete. Seinem Beispiele folgend, sollte man, so pflegte der Pfarrer zu sagen, das Fest nicht nur feiern durch Schmaufereien und Zechgelagen mit Verwandten und Freunden, sondern auch in Gottesfurcht und bußfertigen Sinne. An den Türen vieler Kirchen sah man rote Kirmesfahnen im Winde flattern. Sie sollten nach einem alten Brauch die Hose bedeuten, die Zacharias auf dem Baume ließ, als er eilends hinabstieg. In einigen Dörfern sangen alte Frauen an den Türen der Kirmeshäuser Zachariadeden und boten um Kuchen.

Mit diesem Tage begann auch die Reihe der Festmahlzeiten, die in der Regel erst am darauffolgenden Sonntag endeten. Da schlugen auch die Krämer ihre Verkaufstische mit allerlei Spiel- und Zuckerwaren auf. Besonders die Paschtische wurden nun keinen Nachmittag in der Woche von Glückjägern wieder frei. Da paschte nun Groß und Klein: die Kinder, denen niemand den Besuch des Kretscham wehrte, um „Mehlweiss“, kleine Pfefferkuchen, die Großen um Porzellangeschirr und Pfefferküchlerwaren zu erstehen. Häufig genug waren aber die ausgelegten Waren nur ein Deckmantel für das Würfelspiel um Geld, bei welchem mancher Knecht das mühsam Zusammengesparte verlor und sich in Schulden stürzte.

Bis zum Mittag fanden sich dann aus den benachbarten Dörfern die „Freunde“. Man begrüßte sich, tauschte die wichtigsten Neuigkeiten aus und setzte sich nun zu Tische, nachdem man es sich etwas „kammode“ gemacht hatte.

Ein buntes, blumiges Tuch bedeckte in vielen Gebirgsdörfern die Kirmesstafel, auf der man früher weder Porzellan- noch Tonteller erblickte, sondern ein flacher, hölzerner Teller mit einem niederen Hande stand vor jedem Gast, um das Fleisch darauf schneiden zu können; die Suppe all man gemeinschaftlich aus der Schüssel. Auch Messer und Gabel erhielt man nicht von der Kermesmutter, sondern brachte sie zu größeren Festen, wie Hochzeit, Kindtaufen und Kirmes in einer ledernen Scheide mit. Das Fleisch wurde ungeschnitten auf den Tisch gebracht, denn die Gäste mußten die ganzen Stücke sehen und der Kermesmutter ihre Bewunderung ausdrücken. Es war Sache des vornehmsten Gastes, den „Tranchschür“ zu mochen und das Fleisch zu schneiden.

Bei einem solchen „Kirmes-Bankett“ wurden in den Ortschaften in Oberschlesien eine

lange Reihe von Gerichten aufgetragen. Da gab es zuerst eine Rindsuppe mit Erbsen und dazu das gekochte Rindfleisch; dann eine zweite Suppe mit Hirse und Kaldauen, dazu die Kaldauen; die dritte Suppe war mit Heidegrauen und gebadenem Obst hergestellt. Dann folgten Gänsegeschälre; Rindbraten, Hirse, mit Honig beschmiert und Pfefferkuchen bestreut; Gänsebraten und Sauerkraut und auf jedem Tische eine Bratwurst von der Länge einer Elle. Zum Abschluß ein Krug Bier, eine Flasche Brantwein und Kuchen, wovon auf jeden Tisch zwei gegeben wurden.

War die lange Reihe von Fleischspeisen zu Ende, so trat eine Pause ein, und die Gäste erhoben sich, um sich im Garten etwas zu „ergehen“ und frische Luft zu schnappen. Zuletzt trug man Kuchen, Äpfel, Birnen und welsche Nüsse auf. Die Kucha oder Floada, oft zwei Fuß lang, wurden auf langen Brettern

No sua wos!

Was, du bist bra Echeland?
Freud, du traut ma owa Leit;
denn als Mensch nu onre Surts
ies ma la koo richte's Leit!

Was, du waant nu nit in Echa?
Mensch, des ies a gawja Schand;
denn döt Stad — du bist koo schöma —
ies ia's Herz von Echeland!

U verstökt, sagt, traut ma a neot!
Lacht, ätts kau's schauam;
denn wöt ich, gont echelandesch,
d' Engel rian in Himmel drum!

JOSEF URRAN, EGER

auf den Tisch geschoben und dort erst zerschneiden, und wer noch essen konnte, aß.

Der erste Hauptteil dieses Kirmestages war vorüber; es folgte bald der zweite, das Tanzvergnügen im Kretscham. Nicht bloß an diesem Dienstag, sondern auch am Mittwoch, Donnerstag und am darauffolgenden Sonntag, der „Noochkermes“, wurde bis zum frühen Morgen getanzt. Am Kermismietwache wurde am Vormittag gearbeitet und nur der Nachmittag dem Vergnügen gewidmet.

In Rogau am Zobtenberge versammelten sich am zweiten Kirmestag, am Donnerstag, wieder die jungen Leute. Hinter einer Musikantenbande wurde der „Hanswurscht“ auf einer Radwage eines Pfluges einbezogen und unterhielt die Zuschauer mit deren Späßen und Grimassen. Ihm folgte die bekannte Scherzfigur „der Moan ein Kurbe“, welcher eine lange Stange in den Händen hatte und fortwährend die zudringlichen Jungen damit bedrohte; dann kam der „Baar“ (Bär), ein von Kopf bis zu den Füßen in Erbsen- und Wickenstroh eingebundener Mann mit einem Bärenkopfe. Er ahmte die Manieren eines Tanzhären nach und ward an Nasenring und Kette einhergeführt. So zog man durch das Dorf. In jedem Bauernhof mußte der Bär tanzen, der Mann im Korbeschnitt Grimassen, und der Hanswurst hielt eine mit dörben Witzen gewürzte Rede. War hierauf eine Portion Kuchen unter die Sehar verteilt worden, dann zog man zum nächsten Hofe. Zuletzt wurde der Hanswurst mit dem Rädgeröll bis an den Hals in den Dorfteil hineingeröllt und wie eine gebadete Katze wieder herausgezogen. Darauf eilte alles in den Kretscham, und eine Tanzlustbarkeit beschloß auch diesen Kirmestag.

Am darauffolgenden Sonntag war die „Noochkermes“. Man vergnügte sich noch einmal so recht von Herzen und tanzte bis in die frühen Morgenstunden. Damit hatte die Kirmes ihr Ende gefunden, und nun freute man sich schon ein ganzes Jahr lang wieder an der neuen Kirchweh.